

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 73 (1993)
Heft: 7-8: Mehrsprachigkeit

Buchbesprechung: Das Buch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Schweiz – in ihrer Vielfalt beschrieben

Das Handbuch der schweizerischen Volkskultur

Die Erfahrung ist lehrreich. Was für uns Schweizer eine höchst wichtige und mit ungewohnter Leidenschaftlichkeit der Stellungnahme verbundene Entscheidung war, hat ausserhalb der Landesgrenzen keine Schlagzeilen ausgelöst. Ein Achselzucken, vielleicht ein Kopfschütteln, natürlich auch einige Kommentare, die sich um Verständnis bemühten und dabei die Frage nicht ausklammerten, wie wohl eine Volksabstimmung im eigenen Land ausgegangen wäre: So ungefähr muss man sich die Reaktionen der Italiener und auch der Deutschen vorstellen. Die Franzosen hatten in ihrer Abstimmung über Maastricht Erfahrungen gemacht. Die Engländer, vielleicht, haben das EWR-Nein der Schweizer bedauert, aber dies aus Gründen, die als Motivation zu eben diesem Nein bei uns eine Rolle gespielt haben. Auch wenn man sich und sein Land nicht als den Nabel der Welt versteht, ist es doch eine merkwürdige und lehrreiche Erfahrung, dass Europa von unserem «Jahrhundertentscheid» eher beiläufig Kenntnis genommen hat.

Ein französischer Gewährsmann bezeugt, dass dem Durchschnittsfranzosen, und zwar auch dem informierten, die Schweiz eigentlich unbekannt sei. Er wisse nichts über ihre Lage in Europa, über ihre Grenzen und ihre Nachbarn, über ihre Landessprachen, Regionen, politischen Institutionen, Essgewohnheiten, und dass man im Zusammenhang mit der Schweiz gar von Kultur

sprechen könnte, kommt ihm wahrscheinlich kaum in den Sinn. Allenfalls sind Klischees im Umlauf: Uhren, Bankgeheimnis, Rotes Kreuz. Corbusier, Grock, Frisch und Dürrenmatt, Giacometti und Cendrars, weil in französischer Sprache geschrieben; auch die Werke von Ramuz mögen bei Franzosen höherer Bildung bekannt sein. Es sei, so *Isac Chiva*, der Studiendirektor an der *Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales* von Paris, in seinem Beitrag zum «*Handbuch der Schweizerischen Volkskultur*», die Schweiz ein weisser Fleck «*auf der Landkarte so gut wie in den Köpfen der Franzosen, gerade so, als ob dieses benachbarte und scheinbar so vertraute Land schlicht unsichtbar wäre*»¹.

Das mag pointiert formuliert sein, übertrieben. Aber dass vorab in dem, was man als «*Volkskultur*», Kultur des Alltags, Arbeitswelt und Staatsleben bezeichnen könnte, grosse Informationslücken nicht nur bei Ausländern, sondern selbst bei Schweizern bestehen, ist leider wahr. Wer wir sind und wie wir sind, darüber gibt es zwar viele Ansichten, aber keine, die das Ganze erfasst, so klein es immer ist. Der zitierte Professor Chiva, dessen Feststellung eines Mangels an Kenntnissen über die Schweiz bei den meisten Europäern auf eigenen Beobachtungen beruht, ist seinerseits ein Fachmann auf dem Gebiet der Volkskunde. Was er selbst über Eigenschaften und Erscheinungsbild unseres

Landes im «*Blick von aussen*» zu sagen hat, meist in fragendem, die Aussage zur Diskussion stellenden Ton, stellt den Versuch dar, ein paar charakteristische Eigenschaften zu nennen und zu interpretieren. Vor allem fällt ihm eine einzigartige Mischung aus zwei eigentlich gegensätzlichen Haltungen auf: der Bereitschaft, sich der Moderne zu öffnen, und der Hochschätzung lokaler Partikularismen. Zwischen avantgardistischen Neigungen, zum Beispiel im Design, im 18. Jahrhundert schon mit Pionierleistungen im Tourismus, und der Liebe zur Folklore bemerkt er keinen Antagonismus, was ihm auffällt, sondern friedliche Koexistenz. Die Selbstverständlichkeit ihres Nebeneinanders hält er für ein typisches Merkmal des Landes und seiner Bürger. Dem Franzosen fällt, auch dies im positiven Sinne, ferner die Tatsache auf, dass man Schweizer Bürger nur sein kann, wenn man das Bürgerrecht einer Schweizer Gemeinde besitzt, und einzigartig erscheint ihm auch, dass gemeinsamer Besitz wie Land und Wald nicht der Gemeinde, sondern den Ortsbürgern gehört. Er deutet diese und andere Beobachtungen, etwas überraschend für uns, als «*Metapher*»; er sieht die Schweiz in ihrer Ambivalenz, einerseits individualistisch, egoistisch, egozentrisch, andererseits aber auch altruistisch, positiv, diszipliniert und arbeitsam, kurzum als ein Modell Europas. Für ihn ist «*dieser Kontrast zwischen der Schweiz der Moderne und der Schweiz der Landsgemeinden*» gewissermassen die «*ethnologische Metapher für den ganzen europäischen Kontinent*». Man möchte es gerne glauben und hat doch den Verdacht, da sei Courtoisie im Spiel, und der Professor mache ein liebenswürdiges Kompliment.

Vielleicht ist der Gegensatz oder das Nebeneinander moderner und tradi-

tionsverpflichteter Neigungen ein Zeichen dafür, dass die Schweiz auf der Suche nach ihrem wahren Gesicht ist. Vielleicht drückt sich darin die Unsicherheit des Selbstverständnisses aus, weil man einerseits nicht aus der Geborgenheit der vertrauten Heimat heraus kann und andererseits die Notwendigkeit ahnt, sich auf grosse Veränderungen in der Welt und im eigenen Volk endlich einzustellen. Es gibt «*Stereotypen*», die verraten, wie sich die Schweizer selbst sehen. *Georg Kreis* erinnert in seinem Beitrag über «*Das Bild von sich selbst und das Bild der andern*» an die «*Charakterzüge*», die schon der Volkskundler *Richard Weiss* (1945) festgestellt hat: Masshalten zwischen den Extremen, den Hang zum rechnerischen Haushalten, zum Nützlichen, zu Präzision und Qualität, zur Nüchternheit, zum Praktischen und zur Gerechtigkeit. Die moderate, pragmatische Haltung zwischen den Extremen kann sowohl Selbstsicherheit wie Unentschiedenheit bedeuten, wobei wir eingedenk der Identitätskrise in der Schweiz am Ende des Jahrhunderts eher das zweite annehmen müssen. Die Frage, die sich in dieser Zeitenwende stellt, muss lauten, inwiefern sich die im Umlauf befindlichen Selbsteinschätzungen mit der aktuellen Wirklichkeit decken. Oder anders: Hat sich der Abstand zwischen dem Bild, das wir uns von uns selber machen, und der Realität im Ablauf der letzten Jahrzehnte vergrössert? *Paul Hugger*, der Herausgeber des Handbuchs, der zusammen mit über siebzig kompetenten Mitarbeitern die dreibändige Darstellung geschaffen hat und damit die Veränderungen unserer Lebensweise seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs sichtbar macht, kann vielleicht nicht damit rechnen, dass die tief eingegrabenen Stereotypen vor dem Mosaik der Alltagswirk-

lichkeit verblassen, das hier vorliegt. Aber es ist ein grosses Verdienst, diese Alltagswirklichkeit in all ihren Erscheinungsformen ins Auge zu fassen und dem Land sein «wahres Gesicht» zu zeigen.

Peter von Matt weist in seinem einleitenden Beitrag darauf hin, wie sehr unser Selbstgefühl auch heute noch bestimmt ist von der Zeit der dreissiger Jahre und des Weltkriegs. Diese Epoche ist für die heute Lebenden noch immer ihre «*vitale Vergangenheit*», wie er das nennt, also das, was ihr Selbstverständnis wesentlich mitbestimmt. Und er stellt fest, dass sich das Verhältnis der Schweizerinnen und Schweizer zu dieser in ihnen lebendigen Vorstellung der Schweiz abgekühlt hat, ja er wagt den originellen Vergleich mit der Beziehung eines Paares, von dem man sagt: «*Es giiget halt scho länger nümme richtig.*» Weil das Verhältnis zum Land, dessen Bürger man ist, unausweichlich mit Liebe zu tun habe, «*mit dem stärksten, glückhaltigsten, gefährlichsten und gefährdesten Gefühl*», seien dramatische Verwandlungen, ja der Umschlag von Liebe in Hass zu gewärtigen, wenn die Liebe kaputtgehe. Es gibt viele Indizien dafür, dass eben dies im Gange ist, eine «*Sinnkrise des Gesamtnationalen*», vor der die Bürger ins Regionale und Kleinräumige ausweichen. Der Aufsatz von *Matts* schliesst mit der Hoffnung, dass aus der leidenschaftlichen Suche nach dem wahren Gesicht des Landes schliesslich eine Neubestimmung hervorgeht, eine Überwindung der Sinnkrise.

*

Die Frage, ob eine neue Volkskunde der Schweiz dabei hilfreich sein könnte, stellte sich dem Herausgeber schon bei der Konzeption des Gemeinschafts-

werks. Volkskunde ist seit den Tagen von Richard Weiss und seiner Ära zu einer Schwesterwissenschaft der Soziologie geworden. Ihre Befunde sollten zugleich Anstösse zur Veränderung sein, «*aufklärend und emanzipierend für die benachteiligten Schichten der Bevölkerung*», wie Hugger schreibt. Dabei seien Fachtraditionen vernachlässigt worden; mit einem umfassenden Gemeinschaftswerk wollte er unter anderem wieder an sie anknüpfen. Er wollte Bilanz ziehen, das Volksleben der Schweiz unter neuen Gesichtspunkten analysieren und darstellen. Das Reizvolle – und in gewissem Sinne «Gegenläufige» – an diesem Vorhaben liegt darin, dass es sich die Beschreibung extremer Vielfalt zum Ziel setzt. Ein «geschlossenes» Bild kann nicht erwarten, wer sich vornimmt, die Volkskultur der Schweiz darzustellen. Und wenn denn also Peter von Matt in seinem Einleitungsaufsatz sagt, hier suche ein Land sein wahres Gesicht, so kann das nur meinen, dass es seine vielen Gesichter unter der Einheitsmaske sucht, die es sich selber vorhält oder die ihm von andern verpasst wurde.

Die Inhaltsübersicht der drei Bände allein lässt ahnen, was da zu leisten war. Es ging ja nicht nur darum, die Verhältnisse in Familie und Nachbarschaft, in Quartieren und Gemeinden, in Vereinen und im öffentlichen Leben von der Gemeinde bis zum Bund zu beschreiben, sondern immer auch die Veränderungen, die veränderte Gegenwart vor dem Hintergrund früherer Traditionen. Gewaltig sind natürlich die Umbrüche in der Arbeitswelt, ihre Auswirkungen auf Landwirtschaft, alpine Kultur und verwurzeltes Brauchtum. Nicht weniger einschneidend die Migrationen, einerseits die Schweizer Auswanderungsbewegung, andererseits die Schweiz als

Touristenland und als Ziel von Flüchtlingen. Inwiefern haben sich die Lebensgewohnheiten in der Schweiz internationalisiert und inwiefern ergeben sich daraus «hausgemachte» Schwierigkeiten? Der Pendlerverkehr, die Welt der Büros, die uniformierende Macht des alle Grenzen hochindustrialisierter Staaten überwindenden modernen Lebens sind sichtbar und prägen das Bild der Schweiz. Wie lebendig sind da noch die nationalen Mythen, Tell vor allem, Winkelried und Niklaus von Flüe? Dass sie angezweifelt, verspottet und parodiert werden, vertreibt sie offenbar nicht aus dem Bewusstsein der Schweizer. Das verhindern im übrigen schon die unzähligen Verwendungen dieser Symbolfiguren oder der ihnen zugehörigen Requisiten zu Werbezwecken.

Die drei Bände enthalten eine Fülle von Wissenswertem, einen hohen Reichtum an gesicherten Fakten, zum Teil in Tabellen, in Zitaten aus Fachberichten und vor allem auch in Illustrationen veranschaulicht, auch in Farben. Dieses Werk wird man in Zukunft konsultieren müssen, wenn man erfahren möchte, wie die Schweiz wirklich ist und inwiefern sie sich von den Bildern unterscheidet, die von ihr im Umlauf sind. Ob das Handbuch indessen diese Stereotypen ersetzen oder zum Verschwinden bringen kann, muss bezweifelt werden. Die lebendige Vielfalt entzieht sich der Gesamtdarstellung. Es gibt kein Medium, das ihr als Forum dienen könnte, kein permanent betriebenes audiovisuelles Happening, in dessen Sequenzen sie sich selbst darstellen könnte. *Martin Schuler* und *Dominique Joye* zeichnen in ihrem Beitrag die Vielfalt der Schweizer Gemeinden nach; es ist ein Beispiel für das Ganze daraus geworden. Die Gemeinde, die – eine schweizerische Eigenart und Spezialität

– das Bürgerrecht verleiht, ohne das niemand Schweizer werden kann, ist ihrerseits keineswegs nach einem einheitlichen Modell organisiert. Es gibt verschiedene Typen von Gemeinden. Veranschaulicht wird das in diesem Beitrag einmal auch durch eine farbige Schweizer Karte. Die Legende dazu lautet: «*Typologie der Schweizer Gemeinden nach acht Grundtypen*», woraus man schliessen darf, dass unter diesen Grundtypen natürlich noch feiner zu differenzieren wäre. Da gibt es denn also Grosszentren, Mittelzentren und Kleinzentren, es gibt rein touristische Gemeinden, Pendlergemeinden, Gemeinden mit starkem Bevölkerungsrückgang, industrielle und tertiäre Gemeinden, agrarische Gemeinden und was da sonst noch an Unterscheidungen möglich ist. Die kleine Schweizer Karte wirkt wie ein Fleckenteppich aus kleinsten und etwas grösseren Teilen zusammengestückt, im Mittelland eine Dominanz der braunen Farbe, die industrielle Gemeinden kennzeichnet, im Gebiet der Voralpen vermehrt Gelb und etwas grössere Flächen, die agrarisch-gemischte Gemeinden umschliessen. Man muss sich im Blick auf dieses Mosaik aus winzigen Farbflecken das Leben, die Mentalitäten, die unübersehbare Vielfalt eben der schweizerischen Gegenwart und ihrer Volkskultur vorstellen, und man wird erkennen, dass allein schon der bundesstaatliche Zusammenhalt und der Wille, bei soviel unterschiedlichen Voraussetzungen, Mentalitäten, Herkunft, Sprachen und Lebensformen den allen gemeinsamen Staat Schweiz zu tragen, angesichts der aktuellen Entwicklungen erstaunlich und jedenfalls nicht ganz selbstverständlich ist.

Das Handbuch der schweizerischen Volkskultur, mit einem Geleitwort des

stellvertretenden Direktors des Bundesamtes für Kultur, *Hans Rudolf Dörig*, und einem Vorwort von *Hans Schnyder*, dem Präsidenten der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, versehen, ist gleichzeitig deutsch, französisch und

italienisch erschienen. Für die Gesamtedaktion zeichnet *Ernst Halter*.

Anton Krättli

¹Die Ausgabe in deutscher Sprache erschien in der Offizin Zürich Verlags-AG, Zürich 1992.

«Der dunkle Korridor»

Russische Erzählungen des 19. und 20. Jahrhunderts

Kein «Heiliges Russland»

Dieser von *Hanjo Kesting* herausgegebene Band 1 fasst ein Dutzend klassische russische Erzählungen von *Nikolai Gogol* (*1809) bis zu *Jurij Trifonow* (*1925) zusammen. Es ist ein vorzügliches Buch, das uns, in der Spiegelung seiner Texte, den ganzen Glanz und das ganze Elend Russlands zeigt. Dieses Russland ist sich über die Zeiten hinweg recht ähnlich geblieben. Das Buch führt den Leser von der Epoche des *Zarismus* über die *Revolution* bis in die Epoche des *Stalinismus* hinein.

Mehr Elend als Glanz in der Tat! Denn der Raum der russischen Geschichte erweist sich in den Aussagen der Dichter wirklich als jener «*dunkle Korridor*», von dem bei *Trifonow* die Rede ist. Es scheint, dass dieser Korridor noch immer kein Ende hat – auch wenn er heller geworden ist in letzter Zeit. Nur sieht man nicht recht, wo er hinführt.

Es besteht kein Grund, dieses Russland zu idealisieren und die «*Verklärung des einfachen bäuerlichen Menschen*» (10) gegen unser vermeintlich dekadentes «*Westlertum*» auszuspielen. *Solschenizyn* neigt offenbar zu solchen

Vereinfachungen, und entsprechende Tendenzen gab es auch im Westen selber von Zeit zu Zeit. Schon um 1900 hat *Rilke* schwärmerisch das russische Volk gepriesen. Und besonders hoch gingen die Wellen der Sympathie natürlich während des Zweiten Weltkriegs, einer Sympathie, die dem russischen Volk gegenüber vielleicht berechtigt war, aber das Satanische des Stalinismus verkannte.

Es ist ein abstraktes Ideal, jenes «*Heilige Russland*» der Slawophilen; die vorliegenden Erzählungen wären geeignet, auch Idealisten zur Realität zurückzuführen, in welcher Gut und Böse innig vermischt sind. Die russischen Dichter schildern ihr Volk als einen eher labilen Menschenschlag, der schwankt zwischen hochfliegender Begeisterung und Terre-à-terre-Begierden, zwischen Brutalität und Rührseligkeit; was dem Aufschwung der Begeisterung folgt, ist häufig der Katzenjammer. Ein Katzenjammer, in dem der Frustrierte zur Flasche greift ...

Die Zarenzeit

Die russische Prosa des 19. Jahrhunderts ist ganz realistisch, sie schildert den

Alltag mit all seinen Details. Die Erzählungen *Gogols*, *Turgenjews*, *Dostojewskis* und *Tolstois* beleuchten die Gesellschaft der Zarenzeit, beschreiben sie ausführlich und plastisch – öfters ironisch, manchmal sarkastisch. Dieser deskriptive Realismus ist in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts typisch für die ganze europäische Literatur. Viele russische Autoren orientierten sich übrigens damals nach dem Westen; Französisch zu sprechen war bei den Gebildeten «in», und noch *Isaak Babel* (1894–1941) wird im Anhang ein «*Mau-passant- und Flaubert-Bewunderer*» genannt.

Die Gesellschaft der Zarenzeit scheidet sich streng in eine Ober- und Unterschicht: reiche Gutsbesitzer, Offiziere und «Staatsräte» schweben da in souveräner Herrlichkeit über den Stallknechten, Mägden, Hausfrauen und jenen kleinen bedauernswerten Beamten, die ganze zehn Rubel im Monat verdienen.

Und dort, wo man Zweifel bekommt am Sinn dieser Scheidung – wo «liberal» und «human» gesinnte Obere sich herablassen, ihren Untergebenen menschlich zu begegnen, misslingt das Unternehmen, besonders wenn diese Herablassung mit Eitelkeit verbunden ist. So nachzulesen in Dostojewskis «*Garstiger Anekdote*». Anmassende Überheblichkeit auf der einen und kriecherische Unterwürfigkeit auf der andern Seite charakterisieren immer wieder die Beziehung der Stände im zaristischen Russland.

Schicksale

Der grossartigste Text des Buches ist vielleicht derjenige von Tolstois «*Herr und Knecht*». Er zeigt, wie der Charakter des Menschen sein Schicksal be-

wirkt. Denn dieser «Herr», Wasilij Andrejitsch, ein Gastwirt und Kaufmann, ist versessen darauf, ein bestimmtes Wäldchen billig zu kaufen und dabei anderen Käufern zuvorzukommen. Darum beeilt er sich, allen Warnungen zum Trotz, mit Schlitten und Ross und Knecht hinauszufahren in einen schneereichen Wintertag, und dem Tag folgt eine eisige und stürmische Nacht, in der er sich völlig verirrt mit seinem Gefährt und schliesslich erfriert. So wird diese Erzählung zum Lehrstück über die Tödllichkeit der Habgier. Sie erinnert stark an jenen anderen, unvergesslichen Tolstoi-Text, der uns dasselbe lehrt: «*Wieviel Erde braucht der Mensch?*»

Starke Eindrücke habe ich beim Lesen auch von der russischen *Landschaft* empfangen, dieser unendlichen Ebene, einförmig und grossartig, wie sie etwa *Maxim Gorki* in seiner Erzählung «*Aus Langerweile*» beschreibt. Auf der winzigen Eisenbahnstation hausen wenige Angestellte, und sie vergehen fast vor Langerweile – vor Neid auf die Leute in den Zügen, die an ihnen vorüberfahren. Denn diese gelangen in die Städte, ins vermeintliche «*wirkliche Leben*», während sie selber, die Eisenbahner, hängenbleiben, weit da draussen auf dem platten Lande. Zu der Grösse der Landschaft gesellt sich aber, als Gegensatz, die Mickrigkeit und Herzlosigkeit der Menschen. Maxim Gorki schildert sie präzise und sachlich, doch verleugnet er keineswegs das Mitleid; eine Gestalt wie die Köchin Arina verdient es in reichem Masse. Sie wird von einem Weichensteller verführt und in ihrer hilflosen Demut und Hässlichkeit von allen so schmähdlich behandelt, dass sie sich schliesslich erhängt.

Ein schweres, selbsterlittenes Schicksal beschreibt auch *Isaak Babel*, der jüdische Dichter aus Odessa, der als jun-

ger Gymnasiast 1905 ein schlimmes Pogrom erlebte. In seinem Text wird uns die Isolierung der Juden unter den Russen vor Augen geführt, ihr Stolz, ihr Ehrgeiz, ihr eigenwilliges Anderssein – aber auch der Hass, die Verhetzung und Verfolgung, denen sie ausgesetzt sind.

Barbarei und Romantik

Und dann geraten wir in die Zeiten der *Revolution* und des *Bürgerkriegs*. *Wsewolod Iwanow* hat in den zwanziger Jahren in dem damals aktuellen expressionistischen Stil über diese Schreckenszeiten geschrieben, über die Greuel-taten der «Roten» und der «Weissen». Auch eine Hinrichtungsszene wird uns nicht erspart. Iwanows Stil ist ebenso leidenschaftlich und wild wie die Ge-sehneisse, die er berichtet, es sind.

Und schon schlittert die Geschichte Russlands in den *Stalinismus* hinein. *Boris Pilnjak* erzählt in seiner «*Geschichte vom nicht ausgelöschten Mond*» von der Magenoperation, der sich ein kommunistischer Bürgerkriegsgeneral 1925 auf Befehl unterziehen musste: eine Operation, in deren Verlauf er planvoll umgebracht wurde. Der Text bezieht sich auf ein authentisches Ge-sehneiss, auf eine der zahllosen Untaten Stalins, der den Autor später auch noch hat umbringen lassen.

Aus solch düsteren Gefilden entführt uns endlich *Konstantin Paustowski* mit seiner feinen und liebenswürdigen Erzählung «*Schnee*». Sie spielt bereits im Zweiten Weltkrieg. Eine junge Sänge-rin und ihr Töchterchen werden von Moskau weg in ein ungefährdetes Haus auf dem Land evakuiert. Kurz darauf stirbt dort der alte Herr des Hauses, und sein Sohn, der weit im Süden Kriegs-dienst leistet, erfährt es nicht. Er

schreibt dem Vater immer noch liebe-volle Briefe und drückt darin sein Ver-langen nach Heimkehr und Frieden aus. Er schildert das ersehnte Zuhause in allen Einzelheiten, erwähnt auch neben-bei die Dinge, die er allenfalls darin ver-ändern möchte. Die junge Frau öffnet endlich in einer Nacht einen der Briefe, beginnt sie alle zu lesen. Sie ordnet nun die Dinge im Hause genau so, wie der junge Mann sie sich wünscht, und als er dann eines Tages heimkommt, da findet er dort nicht nur das Haus ganz so, wie er sich's geträumt hat, sondern unver-mutet auch die Frau seines Herzens. Diese Geschichte, ohne Sentimentalität und doch gefühlvoll erzählt, ist insofern ein Lichtblick, als sie uns die russische Dichtung des 20. Jahrhunderts von einer menschlichen und geradezu romanti-schen Seite zeigt.

Auf der Suche nach der verlorenen Zeit

«*Ich statuiere keine Erinnerungen*», hat der alte *Goethe* einmal gesagt; man müsse, verlangt er, in der Gegenwart leben. Dessen ungeachtet haben sich die Dichter immer wieder auf die Suche nach ihrer Vergangenheit begeben, sie neu zu beleben, zu vergegenwärtigen versucht. Die Vergangenheit vergegen-wärtigen: Das ist die Quadratur des Zirkels! Auch *Jurij Trifonow* schlägt in der letzten Erzählung des Buchs diesen Weg ein. Eine alte Frau kehrt nach zwei-undfünfzig Jahren aus Russland ins Baltikum, in die Stadt ihrer Jugend, zurück. Sie hat Mühe, sich zu erinnern. Die Freunde von damals sind verschol-len oder verstorben, auch die Stadt mutet sie anfangs ganz fremd an; erst nach und nach leuchtet ihr im Gegen-wärtigen wieder das Vergangene auf.

Die Suche nach der Vergangenheit, und weiter zurück nach dem eigenen Ursprung, wird wohl immer eine Suche bleiben. Sie kommt an kein sicheres Ziel. Aber sie scheint mir besonders bezeichnend zu sein für Russland, das im Verlauf eines Jahrhunderts so manche grausamen Umwälzungen, Revolutionen und Kriege erlitten hat. Die Verän-

derungen wecken die Sehnsucht nach dem, was zeitlos Bestand hat. Diese «klassischen Erzählungen» vermitteln uns eine Ahnung davon.

Arthur Häny

¹ Der dunkle Korridor, Klassische Erzählungen aus Russland, ausgewählt und eingeleitet von Hanjo Kesting, Rowohlt Verlag 1992.

Leben in Borlok. Eine Passion?

Ein neues Buch von Jürg Laederach

Wenn alle Geschichten erzählt scheinen und eher apokalyptisches Bewusstsein sich schwertut mit der Hoffnung auf neue, in seinen Schmerzen und Freuden an den alten auch immer noch hängt, gilt es, die alten Geschichten neu zu «organisieren». *Adolf Muschg* hat dies in behutsamer Neudeutung des Parzival-Stoffes getan. *Jürg Laederach*, literaturtheoretisch ebenfalls versiert, verfährt in seinem neuen Buch – «*Passion. Ein Geständnis*» – mit banalerem Material radikaler. Eine an sich alltägliche Lebensgeschichte, situiert in der Zukunftsstadt «Borlok», aber voll gegenwärtiger helvetischer Stadt- und Lebensrealität, wird zerstückelt, in verschiedene Identitäten gespalten, in immer wieder anderen Erzählschüben neu begonnen und durch Kunstgriffe gewürzt, die manchmal Gefahr laufen, als bloss neckische Einfälle zu wirken.

Windder, die Hauptfigur, ist in der Versicherungsbranche tätig. In der gleichen Firma wie die Frau, die er dort kennenlernt und zu lieben beginnt. Sie, Ozanie, hat zwei Kinder, sieben und fünf

Jahre alt, «und ein halbes». Die beiden Erwachsenen haben zu Beginn ihrer Beziehung Probleme sexueller Natur sowie in der Erziehung der Kinder. Sie lösen die Probleme der ersten Kategorie bald und in ekstatischer Manier, die Widerspenstigkeit der Kinder dem neuen «Vater» gegenüber bleibt. Fast wie aus einem richtigen, etwas langweiligen Leben. Auf den ersten dreissig Seiten fragt man sich denn auch, was *Jürg Laederach*, von dem es doch schon einige gute Bücher gibt (beispielsweise «*Emmanuel*»), veranlasst hat, gerade dieses neue zu schreiben. Vor allem wenn man den Titel betrachtet: «*Passion. Ein Geständnis*.» Fürs erste sind weder «*Passion*» noch «*Geständnis*» zu spüren. Das Umorganisieren des alten «plots», denkt man sich, wirkt, wenn es keine überraschenden Erkenntnisse oder Visionen freilegt, vor allem aufgesetzt.

Da steigt im wirklichen richtigen Leben eine Frau aus einem Zug, und zwei vielleicht sechzigjährige Menschen begrüßen sich in einer herzlichen, sinn-

lichen Umarmung. Aber während man das bewegte, allen Klischees widersprechende flüchtige Glücks-Bild aus dem Zug heraus, der gleich weiterfahren wird, noch mit grossen Augen verfolgt, beginnt Jürg Laederachs Buch, das ich gerade lese, endlich «richtig», mit einem unschönen Gegenbild, einer zersetzend anti-utopischen Phantasie von «Liebe»: Ozanie liegt im Gebärsaal und Windder wartet auf die Ankündigung des gemeinsamen Kindes, auf das er sich sehr freut. Da sieht der werdende Vater eine Frau, die Entbinderin, und weiss, dass er mit *ihr* heute abend ausgehen will, was sie bemerkt und ihm daraufhin mitteilt, dass sie *heute* abend schon besetzt sei. Auch als unserem Helden der erhoffte Sohn gezeigt wird, kann er sich nicht passend verhalten, nimmt das Kind in seiner Decke kaum wahr.

Nun ist bei Laederach mit dieser unauffälligen, aber trocken-schockierenden Passage natürlich nicht nur die ernüchternde Realität unangenehm ungeordnet vagabundierender erotischer Wünsche gemeint. Mit der «Unsichtbarkeit» des Sohnes wird eine höherrangige, erzähltechnisch wichtige Besonderheit angekündigt: Der Sohn nämlich ist vom Ich-Erzähler Windder bald kaum mehr zu unterscheiden. Schon von seiner Grösse her. Windder ist nämlich ganze 28 Zentimeter gross, also eine für Borlok typisch zwergenhafte «Missgeburt». Ein Spiel mit Identitäten beginnt, das Laederach mit seinen unsicheren Lesern nun für einige Zeit spielt, um sie dann von neuem zu narren, indem er die eben aufgebaute Problematik, die allein einen Roman abgäbe, über weite Strecken des Texts ganz einfach wieder vergisst.

Auch Ozanie ist nur um Zentimeter grösser. Doch genügt dies, um Windder «als Mann» in kleinere Selbstwertkrisen

zu stürzen. Auch die Verfremdung durch Verkleinerung der Figuren ist hier hauptsächlich ein übliche Figurencharakterisierungen ironisierendes Mittel, ein altes Konfliktpotential, etwas oberflächlich verändert, neu zu beleben. Der kleine Mann Windder stammt nämlich gleichzeitig aus einer an sich gewöhnlichen, indes ausserordentlich tatkräftig-körperorientierten Familie, was hier, anders etwa als in *Fritz Zorns* «*Mars*», als gruppenspezifische Scheinaktivität erscheint und, phantasievoll erzählt, wie eine gelungene satirische Abrechnung mit einer dem Körper-Kult verschriebenen Zeit wirkt. Auch die dem Leser offerierten Familienbilder bleiben variabel: «*Ich sagte es schon und anders.*» Einmal dominiert in der Beschreibung der Familie kleinbürgerliche Enge, ein andermal die Pervertierung des Konzepts von der «Familie als Leistungsgemeinschaft» durch seine Überbetonung.

Aus dem «Gefängnis der Familie» ist Windder nach Borlok aufgebrochen. Mit Ozanie setzt er sich von neuem ab. In einer Variante in die beschriebene, recht konventionelle Partnerschaft. Doch später erzählt ihm Ozanie von einer «*Hiobsbruderschaft*» im griechischen Lakonien. Die beiden, unzufrieden mit der bestehenden Borloker Ordnung, beschliessen, ein «*neues Paradies*» zu suchen: «*Wir liessen uns Zeit, schliesslich drängte uns nichts in einer bestimmten Zeit an einen bestimmten Ort, diese Art Existenz lag entschieden hinter uns.*» Um nun seine Leser nicht wohligh in Träumereien versinken zu lassen, ironisiert Laederach die Landschaft auf dem Weg durch Makedonien sofort: «*An den Stauden wuchsen glänzende Dosen.*» Auch eine veränderte Erfahrung von Menschlichkeit lässt Laederach nicht als angenehmen, vielerzählten Traum ste-

hen, sondern zergliedert die auf der Reise zusammen mit Ozanie neu entdeckte *Freundlichkeit*, als eine auf günstige Tauschgeschäfte reduzierte, mit einfachen sprachlichen Mitteln auf böse Weise: *«Wir wurden immer glücklicher, und uns gefielen die anderen Menschen mehr als jemals zuvor, und dann endlich kamen wir zu der Steppe, mehrere Stunden Fläche, auch das war eine unvergleichliche Erfahrung, Menschen trieben sich herum, arbeiteten hart in seligen Gärten, bauten dies und das, und sie waren freundlich, wirklich freundlich, denn gab man ihnen ein Geldstück, gaben sie ein Geldstück zurück, und gaben sie es nicht zurück, gab man ihnen dafür ein Geldstück, und gaben sie einem ein Geldstück, so gab man ihnen zwei.»*

Die Welt der *«Hiobisten»*, die Ozanie und Windder schliesslich erreichen, ist in ihrer Erprobung freier, universeller, aber eben doch persönlicherer zwischenmenschlicher Beziehungen anfangs als alternatives *«Traumschiff»* entworfen, doch verwandelt sich das schöne neue Leben für Windder recht schnell in einen Alptraum, den Laederach psychoanalytisch verquer unterlegt: *«Anführer»* auf dem Schiff der Hiobisten ist nämlich überraschenderweise Theor, Ozanies Sohn aus erster Ehe, mit dem sich Windder noch nie verstanden hat. Doch in befreiter Machtposition entwickelt Theor geradezu monströse Wünsche: Er begehrt seinen Stiefvater sexuell, und Windder gehorcht, lässt sich mit seinem Stiefsohn auf ein kurzfristiges, von Rachegefühlen bestimmtes, sado-masochistisch durchsetztes erotisches Verhältnis ein. In ihrer mehr grotesken als bedrängenden Perversität scheint Laederach in diesem Vater-Sohn-Verhältnis experimentelle Lebensweisen karikieren zu wollen, die in ihren Gefühls-Strukturen immer noch

vom rächenden *«Ausgleichen»* alter innerfamiliärer Wunden geprägt sind und diesen Ausgleichsmechanismen trotz grosser Worte kaum je entkommen: Ozanie und Windder flüchten auch vor dieser, ursprünglich bewunderten *«Gemeinschaft»*.

Laederach zeigt eine Zukunft, die unserer Gegenwart nur um wenig voraus scheint. Auch die Beziehung zwischen den Geschlechtern, die Weiterentwicklungen verschiedener Konzepte von Familie – ein eher schwacher, weicher Mann trifft auf eine karriereorientierte, starke Frau und übernimmt nach der gegen Ende des Texts erfolgten Trennung die Erziehung der Kinder – lässt sich recht altmodisch *«realistisch»* begründen.

«(...) wenn sie annehmen, ich sagte das schlechthin Neue, werden Sie enttäuscht sein, da ich immer möglichst viel Hergebrachtes in meine Überlegungen einbeziehe; wenn sie nur das Hergebrachte suchen, werden Sie sich ärgern, denn ich halte mich dabei nicht gern auf.» Wie Laederach hier, in seinen Grazer Poetikvorlesungen, andeutet, geht es ihm darum, sich der unverdrängbaren Mühlen konventionellen Erzählens zu bedienen und dabei sich selbst nicht zu verlieren, ohne sich über die drohende Konventionalität gerade des *«Eigensten»* hinwegzutäuschen: *«Originalität gibt es dieser Theorie zufolge nicht. Sie ist ein geschicktes Arrangement (...). Und doch ist Subjektivität alles, was wir haben.»*

Laederachs Ernst, der aus diesen Formulierungen spricht, tritt an der Oberfläche seiner Texte nicht klar zu Tage; er besteht zuerst darin, sich auf die Tradition der Moderne einzulassen, sich dem Vorrat an nach Laederachs Meinung eher verbrauchten Erzählweisen auszusetzen; er zeigt sich ebenfalls in der

schweifenden, nomadischen, immer wieder an ihre Anfänge zurückkehrende Bewegung der erzählten Geschichten, die in ihrem Credo – «*Es könnte immer auch anders sein*» – die Leser um den ersten Ernst der Ausschliesslichkeit «betrügen», sie andererseits in eine produktive Unsicherheit versetzen sollen, die es ihnen ermöglichen könnte, «*auf der Höhe der Zeit*» passioniert zu leben.

Doch – und hierin ist wohl ein grösserer Mangel des Texts zu sehen – manchmal scheint es, als vertrete Laederach die Positionen der Moderne nur noch als Zitat ihrer selbst, als gerate er, der eigenen ästhetischen Vorreiter-Rolle zu sicher, in die jeder neuen Avantgarde eigene Gefahr, auf ehemals erkämpften, inzwischen aber in ihrer Wirkungsmöglichkeit wieder verbrauchten Standpunkten zu verharren. Ein solcherart erzeugtes Chaos wirkt eher wie ein über mehrere Monate hinweg unaufgeräumtes, verstaubtes Zimmer, denn wie eine

neue, irritierend-innovative, architektonische Idee. Der Titel des jetzt vorliegenden Buches mag nur ein ironischer Hinweis sein auf die Mittelmässigkeit der dargestellten Figuren, auf das bisweilen mikroskopische Ausmass der möglichen Passionen in einer Dienstleistungs- und Konsumgesellschaft. Wie eine moderne Passion wirkt das Werk jedenfalls kaum. Statt dessen ist es ein etwas ungewöhnlicher, romanähnlicher Text, der in der Darstellung einer nahen, verfremdeten Zukunft mehr zum Verständnis gegenwärtig-komplizierter Realität beiträgt, als wohl ursprünglich beabsichtigt war.

Hans-Peter Kunisch

¹ Jürg Laederach: *Passion. Ein Geständnis*. Suhrkamp-Verlag. Frankfurt am Main 1993. Dazu auch: J.L.: *Der zweite Sinn oder Unsentimentale Reise durch ein Feld Literatur*. Frankfurt am Main 1988 (= edition suhrkamp NF 455).

Theaterland Argentinien

Die Stuttgarter «*Theater- und Mediengesellschaft*» bringt in Zusammenarbeit mit dem Berliner Henschel Theaterverlag eine grossangelegte Reihe mit dem Titel «*Moderne Dramatik Lateinamerikas*» in der Edition diá heraus, die das argentinische, mexikanische, brasilianische, chilenische und venezolanische Theater der Gegenwart im nationalen und kontinentalen Kontext vorstellen wird.

Lateinamerika gehört zur Avantgarde des Welttheaters. Buenos Aires ist

eine der umtriebigensten, innovationsfreudigsten und fruchtbarsten Metropolen des zeitgenössischen lateinamerikanischen Theaterlebens. Die Werke der argentinischen Dramatiker stehen in der grossartigen poetischen Tradition eines *Rubén Darío*, *Jorge Luis Borges* und *Octavio Paz*. Auffallend dabei ist das schöpferische Potential imaginativer und phantasievoller szenischer Elemente, die grösstenteils auf eine aufgeblasene material- und technikvergötternde Maschinerie zu verzichten wissen.

Im Mittelpunkt des dramatischen Geschehens steht der erkennende, handelnde und emotional anwesende Mensch im ureigensten Wesensausdruck von Wort, Mimik, Gebärdenkunst und Körpersprache. Im ersten Band unter dem Titel «*Theaterstücke aus Argentinien*», ausgewählt und eingeleitet von der Stuttgarter Dramaturgin *Hedda Kage* und der Bonaerenser Theaterwissenschaftlerin *Halima Tahán*, sind neun argentinische Dramatiker mit Werkproben vertreten. Darunter befindet sich der Theatertext des unvergesslichen Tangostücks «*Marathon*» von *Ricardo Monti*, geboren 1944 in Buenos Aires, das zu Beginn der Spielsaison 1988/89 im Stuttgarter Theaterhaus in der glanzvollen Inszenierung des jungen argentinischen Regisseurs *Emilio Schechtmann* zur europäischen Erstaufführung kam. Ricardo Monti verknüpft fünf historische Mythen Argentiniens in das zeitlose Geschehen eines Tanzwettbewerbs der dreissiger Jahre in Buenos Aires. Das alptraumhafte Ambiente konfrontiert die unbeugsamen Finalisten mit der schmerzlichen Blösse der eigenen Existenz zwischen Resignation, Fluchtgedanken und magischem Überlebenswillen. Zum Finale des Stücks, das noch lange nicht das Ende des Tango-Marathons bedeutet, resümiert der Animator die Lächerlichkeit und Tragik der unermüdlichen Tanzpaare: «*Und immer wieder gibt es neue wie die Eintagsfliegen. Sie mühen sich ab gegen Gleichgültigkeit und gegen das Nichts und schaffen ihre zerbrechlichen Werke, bereiten sich vor auf die Ewigkeit (...) Und der Tanz geht weiter, meine Damen und Herren, der Tanz geht weiter!*»

Weitere Autoren der argentinischen Theater-Anthologie sind *Roberto Arlt*, *Oswaldo Dragún*, *Roberto M. Cossa*, *Griselda Gambaro*, *Diana Raznovich*,

Julio Cortázar, *Jorge Goldenberg* und *Eduardo Pavlowsky*. Bei dem Dramatiker Eduardo Pavlowsky, geboren 1933 in Buenos Aires, tritt insbesondere die Verbindung von Psychologie und Literatur in den Vordergrund. In den lateinamerikanischen Metropolen Buenos Aires, Caracas, Mexiko-Stadt, Santiago de Chile und São Paulo spielt die Psychologie einen bedeutsamen kulturellen Faktor, in Europa vielleicht nur noch mit Paris oder Madrid vergleichbar. Daraus haben sich therapeutische Theaterformen und sogenannte Psychodramen entwickelt, für die Eduardo Pavlowsky oder auch der chilenische Romancier und Dramatiker *Marco Antonio de la Parra*, geboren 1952 in Santiago de Chile, beispielhaft stehen.

Zu den nicht aufgenommenen Werken aus dem Theaterland Argentinien zählen zwei dramatische Farcen und ein Theaterstück der in Sala Capriasca (Tessin) geborenen, ersten grossen argentinischen Poetin *Alfonsina Storni* (1892–1938) aus den zwanziger Jahren oder mehrere tragikomische Grotesken der Brüder *Enrique Santos Discépolo* (1901–1951), Tangokomponist, Regisseur und Schauspieler, sowie *Armando Discépolo* (1887–1971), Dramaturg und Begründer des «*Grotesco criollo*», die einige sehr erfolgreiche Stücke in den zwanziger und dreissiger Jahren in gemeinsamer Autorenschaft verfassten.

Der Begriff der «Moderne» greift hier erst mit dem absurden Stück, betitelt «*Dreihundert Millionen*», des Dramatikers *Roberto Arlt* (1900–1942), das einen weiteren Wendepunkt im argentinischen Theaterleben bedeutete, der konstruktivistischer Natur ist und von einigen Kritikern auch als «metaphysisch» bezeichnet wird.

Ergänzend zur nationalen Theater-textauswahl soll jeweils ein Material-

band erscheinen, der theatergeschichtliche Hintergründe sowie Entstehung und Rezeption der vorliegenden Stücke umfangreich dokumentiert. So kann das junge argentinische Theater in die deutschsprachige Bühnenlandschaft als eine avantgardistische Alternative aus

Lateinamerika verstärkt Eingang finden.

Tobias Burghardt

1 Hedda Kage und Halima Tahán (Hgg.): Theaterstücke aus Argentinien. Moderne Dramatik Lateinamerikas, Band 1. Edition diá, St. Gallen / Berlin / São Paulo 1993.

Bundesrat Häberlin – kein «reaktionärer Staatsschutzminister»

Staatsschutzvorlagen stehen im Ruf, beim Volk einen schweren Stand zu haben. Diesen Ruf haben, nach der Ablehnung des sogenannten «Maulkrattengesetzes» von 1903, vor allem die in die Amtszeit von Bundesrat *Heinrich Häberlin* fallenden Verwerfungen 1922 des Umsturzgesetzes und 1934 des Ordnungsgesetzes begründet. Zwei spätere Vorlagen, diejenigen von 1950 und 1981, haben allerdings die tatsächlich bestehende Hürde der Grundskepsis gegenüber Staatsschutzvorschriften genommen.

Sowohl die Vorlagen wie deren Beurteilungen sind immer das Gegenteil dessen gewesen, was man von einer generellen gesetzlichen Regelung müsste erwarten können – nämlich in hohem Masse zeitabhängig bzw. umständebedingt. Die Vorlagen von 1922 und 1934 waren Reaktionen im einen Fall auf die Massenstreiks von 1918/19 und im anderen Fall auf die blutigen Genfer Unruhen von 1932. Und 1950 reagierte man auf die im Prager Putsch von 1948 sichtbar gewordenen Ambitionen des revolutionären Kommunismus und 1981 auf Begleiterscheinungen der wieder einmal unruhig gewordenen «Jugend». In

den Diskussionen um die verschiedenen Vorlagen hiess es immer wieder, dass die Staatsschutzbestimmungen nach allen Seiten, das heisst gegen links wie gegen rechts, angewendet würden. Die «*occasio legis*», der Anlass für den Ausbau des Staatsschutzes, war aber immer nur die Agitation der Linken und der ihr zugeordneten Kräfte.

Über die Hintergründe der «*Lex Häberlin I*» und der «*Lex Häberlin II*», wie die abgelehnten Staatsschutzvorlagen von 1922 und 1934 genannt werden, sind wir nun dank einer kürzlich von *Rolf Soland* vorgelegten Studie besser informiert. Der Verfasser interessiert sich zwar etwas weniger für die beiden «*Leges*» und etwas mehr und in einem breiteren Sinn für deren vermeintlichen Urheber – Bundesrat *Heinrich Häberlin*. Es gelingt ihm aber, eine differenzierte und aufschlussreiche Analyse der Staatsschutzdebatte der zwanziger und dreissiger Jahre zu vermitteln. Ein wichtiges Anliegen ist ihm, Häberlin von der «*falschen Etikette des reaktionären Staatsschutzministers*» zu befreien. Der Verfasser kann überzeugend nachweisen, dass der Thurgauer Magistrat ein Mann der Mitte und der Vermittlung

gewesen ist. Zum Nachweis gehören *erstens* die Würdigung anderer politischer Engagements (insbesondere für die mit fortschrittlichen Zielen angestrebte Vereinheitlichung des Strafrechts, aber auch für eine moderne Kranken- und Unfallversicherung, eine liberale Asylpolitik usw.), *zweitens* die Relativierung der personalisierten Zuschreibung der beiden Staatsschutzvorlagen und *drittens* die Betonung, dass der freisinnige Bundesrat am Schluss seiner Amtszeit gerade von sozialdemokratischer Seite manche Anerkennung erhalten hat.

Die Ausführungen über die beiden Staatsschutzvorlagen von 1921/22 und 1933/34 zeigen, wie Bundesrat *Arnold Koller* in seinem Geleitwort bemerkt, Gleichgebliebenes und Singuläres. Zum Gleichgebliebenen und darum Bekannten gehört das heikle Spannungsverhältnis zwischen den teils gegenläufigen Postulaten der demokratischen Entfaltung und des Demokratieschutzes. Gleichgeblieben ist auch die Problematik, dass Prinzipienklärungen ziemlich unverbindlich bleiben und es auf die konkrete Umschreibung der sogenannten Tatbestandsmerkmale ankommt. Zu dieser Auseinandersetzung sagt Soland treffend: *«Dabei bemängelten die einen, vor allem die Juristen, die Verwendung zu weiter Begriffe, weil sie zu <Kautschukgesetzen> führe, während die andern Wendungen wie <innere Sicherheit>, <öffentliche> oder <verfassungsmässige Ordnung> wie algebraische Formeln verwendeten, als enthielten sie in sich eine rechtfertigende Kraft, die jeden Widerspruch im voraus ersticken müsse.»*

Nicht verändert hat sich im weiteren die Unmöglichkeit, Vorstellungen und Einschätzungen, die aus gegensätzlichen Grundüberzeugungen hervorgehen, einander anzugleichen. In den

Kämpfen um die beiden Vorlagen der Zwischenkriegszeit ging es der einen Seite darum, den expansiven Griff nach der Macht zu verhindern, und der anderen ging es darum, den herrschsüchtigen, klassenkämpferischen Einschränkungen entgegenzuwirken. Den einen ging es um einen gemeinsamen Kampf der Linken als Beleg für die Notwendigkeit der Vorlage, für die anderen um den Beweis der Notwendigkeit einer starken Linken.

Wie in jedem Abstimmungskampf wurde hüben wie drüben prognostiziert, was im Falle einer Annahme bzw. einer Ablehnung alles eintreten werde. In dieser Geschichte muss man mit Soland feststellen, dass die vorausgesagten negativen Folgen, die zunehmende Gefährdung der Rechtsordnung, «weitgehend» ausgeblieben sind. Dies bedeutet freilich nicht, dass sich nicht auch die umgekehrte Katastrophenvision, nämlich die Degenerierung der Demokratie zum Polizeistaat, ebenfalls als «weitgehend» ungerechtfertigt herausgestellt hätte.

Als neu wurde, auch von Häberlin, die Bedrohung durch politische Massenstreiks als Vorstufe revolutionärer Machtergreifung verstanden. Der Begriff der «Subversion» gehörte in der Zwischenkriegszeit noch nicht zum Wörterbuch der Staatsschützer – die Subversionsgefahr als Bedrohungsbild bestand aber schon damals. Häberlin verstand den Ersten Weltkrieg als Vorgang, der die zivilisierte Welt zurückgeworfen und auch die Schweiz den schlechten Kräften ausgesetzt habe. Vorher habe der «gute Schweizergeist» allfällig vorhandene «Giftstoffe» noch selbständig ausscheiden können. Seither aber sei ein Zustand eingetreten, in dem die «Nervenstränge» des Staates zermürbt und vergiftet und der Staats-

körper ohne rohe Gewaltanwendung in die Knie gezwungen werden könne.

Rolf Soland kommt «aus historischer Distanz» zum Schluss, dass die an der sozialdemokratischen Revolutionsphraseologie orientierte Umsturzangst gewisser Kreise des Bürgertums übertrieben gewesen sei; die Bedrohung von links habe eher abgenommen. Die zunehmenden Attacken der Rechten seien dagegen verharmlost worden.

Mit den beiden Vorlagen – im einen Fall als Revision des Bundesgesetzes über das Bundesstrafrecht von 1853, im anderen Fall als neues Bundesgesetz – wollten sich die Behörden die Rechtsgrundlage für einen wirksamen Staatsschutz geben. Besonders umstritten waren im einen Fall die Strafandrohung für Aufrufe zur Störung der staatlichen Ordnung, weil sie die Möglichkeit schuf, auch blossе Gesinnungsäusserungen zu verfolgen; sodann die den antirevolutionären Bürgerwehren explizit in Aussicht gestellte Straffreiheit und die Anzeigepflicht der Beamten. Höchst problematisch war sodann im Falle der Vorlage von 1934 die Gefängnisandrohung für «unwahre Behauptungen, die geeignet sind, die Armee verächtlich zu machen».

Häberlin schrieb seine Abstimmungsniederlagen von 1922 und 1934 vor allem der Demagogie zu, der verteufelnden Personalisierung und dem billigen Bezug auf Tell und die Schweizerfreiheit, aber auch der Feigheit und Ungeschicklichkeit des Bürgertums. In beiden Fällen muss die politische Grosswetterlage einen erheblichen Einfluss gehabt haben. Bei den Bauern spielte 1922 zum Beispiel die Verärgerung über die zu tiefen Milch- und Obstpreise und 1934 über die hohen Zins- und Steuerlasten mit. Negativ könnte sich aber auch das reale Wetter ausgewirkt haben. Ein Nationalrat schrieb im September

1922 aus dem St. Galler Rheintal: «Witterung und schlechter Herbst tun das ihrige. Dann sagt man eben gerne nein.» Die wichtigste Erklärung dürfte aber in der demokratischen Grundhaltung zu suchen sein, im Zweifelsfall die freiheitlichere Regelung zu bevorzugen.

Brisant sind die Informationen, die über das damalige Bundesratskollegium an die Öffentlichkeit gelangen. Besonders schlecht schneiden der damalige Chef des Politischen Departements Motta und EMD-Chef Minger ab. Vom ersteren heisst es beispielsweise, fremde Diplomaten hätten nicht ganz Unrecht, wenn sie sagten, Mussolinis Italien habe mit Motta «einen Vertreter im Bundesrat»; weiter wird gesagt, Mottas Zustimmung zum Uniformenverbot für radikale Bewegungen sei nur widerwillig und erst nach der zugeflüsteren Zustimmung des Tessiner Bischofs erfolgt. Als Motta zögerte, einem faschistischen Agitator die Einreise in die Schweiz zu verbieten, konnte sich Häberlin mit seiner klaren Politik durchsetzen, die es für schädlich hielt, an jede dezidierte Erklärung «verdammte Abschwächungen» anzuhängen. «Ich kündigte Motta an, dass es Händel geben werde, wenn er Parini einlassen wolle.»

Minger trifft den Vorwurf, sich von den Frontisten zu wenig distanziert und dieser Bewegung gegenüber keine politische Courage gezeigt zu haben. Er habe öffentlich die Fronten als eine im Kern positive Reaktion auf die sozialdemokratische Vergiftung von Volk und Heimat dargestellt und damit die sozialdemokratische Zustimmung zur Vorlage von 1934 vollends unmöglich gemacht. Zur diskreten Frage vom Sommer 1933, ob er, Minger, «seiner Armee eventuell auch gegen die Fronten sicher sei», kann Häberlin über die Reaktion bloss notieren: «Er stutzt.»

Von den Bundesräten *Musy* und *Schulthess* sagt der Verfasser, gestützt auf Häberlins Tagebuchnotizen, sie hätten mit ihren Rivalitäten ein «*widriges Schauspiel*» geboten und mit ihrer «*destruktiven Politik*» und den «*lähmenden Machenschaften*» zu Häberlins Rücktritt beigetragen. Über seinen künftigen Amtsnachfolger *Johannes Baumann* hält er im Frühjahr 1933 fest, dass er «*bis zu einem ziemlich weiten Grade mit der Judenverfolgung sympathisiert*».

Heinrich Häberlin, im oberflächlichen Urteil wegen der beiden Staatsschutzvorlagen gerne als Linkenfresser und Inquisitor eingestuft, erscheint als entschiedener Gegner des faschistischen und nationalsozialistischen Totalitarismus und als Schutzpatron der linken Emigration. Einen Ausweisungsantrag aus dem Jahre 1926, von Motta u. a.

mit der Haltung gegenüber *Mazzini* im vorangegangenen Jahrhundert begründet, bekämpfte er erfolgreich mit dem Hinweis, «*dass die Zeiten der heiligen Allianz, wo die Schweizer Regierung auch unter Drohungen handelte, nicht zu den ruhmreichen gehören und wir die Kritik eines ausländischen Parteiregimes nicht unterdrücken dürfen*». Häberlin hätte eine engere Zusammenarbeit mit Frankreich und England begrüsst, soweit diese sowohl antifaschistisch als auch antibolschewistisch seien, hingegen war er nicht für Handlangerdienste zugunsten von Grossmächten zu haben.

Georg Kreis

Rolf Soland: Staatsschutz in schwerer Zeit. Bundesrat Heinrich Häberlin und der Ordnungsstaat 1920–1934.. Verlag Stämpfli, Bern 1992.

Über Solothurns historische Fundamente

«*Die Industrie gibt überall den Ton an. Eisenbahnen machen Europa zu einem gemeinschaftlichen Markt. Wir Schweizer, mitten in diesem Leben, hocken da wie das Schiff auf der Sandbank.*» Dieses Diktum will nicht aktuelle Verhältnisse beschreiben, es stammt aus der Zeit vor 1848 und begründet, warum sich die Kantone zu einem Bundesstaat zusammenschliessen sollten. Es stammt aus einer jüngst erschienenen Publikation, die zeigt, wie aktuell Geschichte sein kann.

Die Rede ist vom jüngsten Band der Solothurner Kantonsgeschichte, verfasst von *Thomas Wallner*, vormals Gymnasiallehrer, heute Regierungsrat¹.

Der Band ist der politischen Geschichte der Jahre 1831–1914 gewidmet, ist einleuchtend strukturiert, leicht lesbar und reich und gut illustriert. Er bildet die Fortsetzung eines Werkes, das *Bruno Amiet* schon Ende der vierziger Jahre begonnen und *Hans Sigrist* in den siebziger Jahren fortgesetzt hat. Man kann es bedauern, dass die neue Solothurner Geschichte so lange Fragment geblieben ist und noch bleiben wird – die späte Bearbeitung der neueren Zeit hat indessen auch ihre positive Seite, kann sie doch entsprechend besser dem neueren Stand der Forschung Rechnung tragen. Die Kantonsgeschichten entstehen in unterschiedlichen Rhythmen. Der ent-

sprechende Band der Aargauer Geschichte von *Heinrich Staehelin* ist bereits 1978 erschienen. Für andere Kantone (z. B. Basel-Stadt, aber auch Zürich) fehlt dagegen ein solcher Band, und man würde sich glücklich schätzen, wenn man «sein» 19. Jahrhundert so verarbeitet als Nachschlagewerk oder als Bildungslektüre zur Verfügung hätte, wie dies seit kurzem nun für den Kanton Solothurn der Fall ist.

Basler Kantonstrennung

Schweizer Geschichte besteht weitgehend aus kantonalen Teilgeschichten. Die einzelnen Kantonsgeschichten sind wegen der föderalen Struktur der Eidgenossenschaft, aber auch für andere Kantonsgeschichten wichtig. So dürften die solothurnischen Vorgänge gewiss für Bern und den Aargau, aber auch für die Region jenseits des Juras von Bedeutung gewesen sein. Aus der nordwestschweizerischen Perspektive könnte Solothurns Rolle in den sogenannten Trennungswirren von 1830/33 speziell interessieren. Als fortschrittlicher Kanton unterstützte Solothurn die Sache der basellandschaftlichen Aufständischen, obwohl das liberale Credo, wie das eingangs zitierte Diktum zeigt, statt Separation und «Kleinstaaterei» Integration hätte begünstigen sollen und Solothurn befürchten musste, dass der Separatismus auch auf sein Gebiet übergreifen könnte. Solothurn hatte es als 12. Stand (bei 23 Tagsatzungsstimmen) in der Hand, über die Basler Kantonstrennung zu entscheiden. Gestützt auf die ältere Kantonsgeschichte von *Derendinger* ruft Wallner in Erinnerung, dass *Josef Munzinger*, der 1833 massgebende Mann, schon 1839 öffentlich bekannte, damals mit der Befürwortung der Tren-

nung einen Fehlentscheid getroffen zu haben. (S. 74)

Die Berührungspunkte zum jurassischen Separatismus des 19. Jahrhunderts sind weniger deutlich, in der Kulturkampf-Zeit schimmern sie ein wenig durch. In vielem beschränkt sich der Autor nicht auf Darstellungen der kantonalen Vorgänge, sondern nimmt eine gesamtschweizerische Einbettung vor. So kann man erkennen, dass Solothurn punkto Häufigkeit der Verfassungsrevisionen (mit seinen 6 Total- und 3 gewichtigen Partialrevisionen) im 19. Jahrhundert der revisionsfreudigste Kanton der Schweiz ist (S. 183, Grafik S. 159) und mit der Einführung des Proporz für Kantonsratswahlen 1895 ebenfalls ziemlich an der Spitze steht. Einige Jahre zuvor, 1887, hat der Freisinn im «freiwilligen Proporz» den Katholisch-Konservativen einen von fünf Regierungssitzen abgetreten. Zum Einbezug der Sozialdemokraten kam es erst nach 1914, bis dahin eroberte die Partei der Arbeiterbewegung aber immerhin rund 16 Prozent der Sitze.

Schwaches Interesse an der Verfassung von 1848

Aus den Ausführungen zu den Vorgängen um 1848 geht hervor, dass sich nur knapp die Hälfte der Stimmberechtigten wegen der staatsgründenden Bundesverfassung zur Urne bemüht hat und dass die Bezirke Dorneck und Thierstein die Vorlage entschieden und Olten sie beinahe abgelehnt haben. Der ganz auf jene Verhältnisse ausgerichtete Kommentar des Autors könnte auch für Europa-Vorlagen unserer Zeit Gültigkeit haben: «*Der äusseren Integration durch die geschriebene Verfassung musste erst die innere folgen ...*». (S. 110)

Die schwache Mobilisation von 1848 steht im Gegensatz zum alles in allem besonders vitalen Parteileben im Kanton, zur heftigen Agitation und markanten Parteienbildung. Der Autor spricht sogar vom Kanton «*der extrem politischen Ausrichtung*» und bietet für das auffallende Phänomen der Radikalisierung verschiedene Erklärungen an. Besonders einleuchtend ist der Hinweis, dass die Gemeinsamkeit der Konfession zu einer stärkeren Betonung der politischen Unterschiede geführt haben könnte. (S. 192)

Einen wichtigen Platz nimmt selbstverständlich der Balsthaler Volkstag vom 22. Dezember 1830 ein, der zur Abdankung des konservativen Regimes geführt hat. Das «*Solothurner Blatt*» bemerkte zu diesem Ereignis: «*In welchem Land hätte wohl eine so ungeheure Aufregung stattfinden können, ohne die Furie des Bürgerkrieges loszulassen!*» Stolz, und zwar berechtigterweise stolz, sei das Blatt über diesen Befund, bemerkt der in diesem Punkt auf seinen Kanton wohl ebenfalls stolze Verfasser. (S. 246)

Nationale und kantonale Leitideen

Der Band enthält einen schönen Beleg für die kompensatorische Funktion des auf Moderne reagierenden historischen Patriotismus: Der Solothurner Landammann *Wilhelm Vigier* liess den Eidgenossen 1865 in seiner Eigenschaft als Zentralpräsident des Schweizerischen Kunstvereins anlässlich der Einweihung des Winkelrieddenkmals die Mahnung zukommen: «*Gegenwärtig drohen der Schweiz innere Kämpfe meist*

materieller Natur. So sehr diese auch berechtigt sind, so darf über Gotthard, Lukmanier und Simplon nicht vergessen werden, dass es noch etwas Höheres gibt, das gemeinsame, schöne Vaterland, mit seiner providentiellen Bestimmung, eine wahre Demokratie zu sein zwischen den europäischen Monarchien ...». (S. 67)

Dass die Toleranz im Kanton Solothurn etwas gelte, ersehe man nicht nur am friedlichen Zusammenleben verschiedener Kräfte, sondern auch an der Haltung gegenüber den Flüchtlingen. Andererseits zeigt der Verfasser auch manche Zeitgebundenheit der Haltungen. Zum Schluss des langen kirchengeschichtlichen Kapitels beispielsweise die Haltung gegenüber den Juden: Josef Munzinger setzte sich 1848 für die Aufhebung der diskriminierenden Niederlassungsverbote ein, dabei bediente er sich aber des heute befremdenden Argumentes, dass die Juden andernfalls «*nie auf eine höhere Stufe der Sittlichkeit gelangen können*». (S. 458) Oder im knappen, aber immerhin noch eingefügten Kapitel zur Frauengeschichte die Haltung zur 1891 aufgeworfenen Frage, ob zwei Mädchen versuchsweise im kantonalen Gymnasium zugelassen werden sollten. Die ablehnende Haltung des Erziehungsrates wurde unterstützt durch einen Leserbrief im «*Tagblatt*» mit der Behauptung: «*Das weibliche Geschlecht ist im allgemeinen schon aus physischen Gründen für das höhere wissenschaftliche Studium nicht geschaffen*». (S. 377)

Georg Kreis

¹ Geschichte des Kantons Solothurn, Bd. 4.1, 1831–1914. Herausgegeben vom Regierungsrat, Solothurn 1992.

Mit dem Blick auf einen weiten Horizont

Benedikt von Tscharner, «unser Mann» in Brüssel, das heisst bei der EG, will seinen Essay über den Beruf des Diplomaten bloss als Sammlung von Randbemerkungen verstanden wissen. Die Beschränkung auf das Berufliche sei deshalb angezeigt, weil in der kleinen Schweiz seit einiger Zeit immerhin und in zunehmendem Mass zwar über das *Was* der Aussenpolitik debattiert, das *Wie* der zwischenstaatlichen Beziehungen aber weitgehend übersehen würde. Wer eine Zusammenstellung süffiger Cocktail-Anekdoten erwartet, wird von dieser Schrift allerdings enttäuscht. Die Einblicke, die wir erhalten, betreffen eher den Büroalltag als den Gesellschaftsalltag, die Exkurse betreffen die Ausbildung und die Weiterbildung, die Frage der Sprachkenntnisse, die Stellung der Diplomategattinnen, am Rande auch die Gehaltsfrage, dann das «Verhandeln als Technik und als Kunst», das Verhältnis zwischen Aussenposten und Zentrale, den Bilateralismus und Multilateralismus usw.

Die Trennung von *Was* und *Wie* lässt sich freilich nur bedingt durchführen. Dies zeigen auch scharfsinnige Bemerkungen zur Art, wie die Ämter der Bundesverwaltung neuerdings bezeichnet werden. Aus der Preisgabe der präzisen und bewährten Genitiv-Bezeichnungen zu Gunsten eines banalisierenden «für» (Departement für auswärtige Angelegenheiten, Direktion für internationale Organisation) liest der Autor die Tendenz zur wenig engagierten Geschäftsverwaltung: «Angelegenheiten werden verwaltet, nicht gestaltet, und jedermann kann ruhig schlafen.»

Ruhig schlafen: Bereits aus der Einleitung geht hervor, dass Benedikt von

Tscharner natürlich mehr will, als Einblicke in das Berufsleben der Diplomaten geben. Er will unsere Blicke auf den weiten Horizont der Aussenbeziehungen lenken. Dazu gehört die Feststellung, dass trotz schnell wachsender Verdichtung der zwischenstaatlichen Regelungen und langsam entstehender Supranationalität Aussenpolitik (und Diplomatie) nie überflüssig wird. Dazu gehört die Aufforderung, sich nicht mit einer Eingliederung in eine internationale Ordnung zufriedenzugeben, sondern mit gestalterischem Willen einen originellen Beitrag zu leisten, ein «Projekt» zu entwickeln. «*Der Handlungsbedarf der schweizerischen Aussenpolitik übersteigt deutlich das in den vergangenen paar Jahrzehnten gewohnte Mass. Ein bloss reaktives aussenpolitisches Verhalten genügt längst nicht mehr. Prospektives Handeln und Kreativität sind tägliches Erfordernis.*»

Dem steht freilich die notorische aussenpolitische Trägheit entgegen. Der Verfasser stellt in seiner treffenden Diagnose fest, dass unserem Land seit zwei Generationen das Trauma einer echten eigenen Krisenerfahrung fehle, desgleichen der «*Glaube an die Machbarkeit weltweiter oder zumindest regionaler Harmonie*». Dem ist beizufügen, dass sich letzteres allerdings gerade aus der Krisenerfahrung der letzten Zwischenkriegs- und Kriegszeit erklärt; aus einer Erfahrung, die sich heute blockierend auswirkt.

Von Tscharner reduziert die Problematik nicht auf die Frage, wie eine einsichtige Regierung und Diplomatie zu einem ebenfalls einsichtigen Volk komme. Reformbedarf besteht nach seiner Meinung auch auf der Seite der Macher.

Insbesondere sei mehr Koordination und Kohärenz des Handelns nach innen und nach aussen nötig. Zu diesem Zweck schlägt er eine vierjährige Bundespräsidentenschaft mit einem Präsidialdepartement vor.

In einem eindringlichen Appell betont der Berufsdiplomat abschliessend die Notwendigkeit, hinter der Front der Diplomatie und der politischen Verantwortlichen ein Dispositiv mit mehr politischer, intellektueller und mediatischer Tiefe aufzubauen. Bei der von ihm geforderten «Renaissance» des aussenpolitischen Denkens wird es sich zu einem grossen Teil sogar eher um eine «Naissance» handeln. Leicht beizupflichten ist dagegen der Forderung nach verstärkter Präsenz aussenpolitischer Themen in Lehre und Forschung an unseren Universitäten. Einem gängigen Irrtum verfällt der Verfasser jedoch, wenn er den Eindruck vermittelt, dass das Fach Geschichte im Gegensatz zur

zukunftsorientierten Politologie bloss vergangenheitsorientiert sei. Gerade die Erfahrung des 6. Dezember zeigt, wie wichtig und nötig historische Nachhilfestunden zur Bewältigung der «politischen Staulage» wären. Vorbehaltlose Zustimmung verdienen seine Forderung nach einer Belebung der aussenpolitischen Grundsatzdebatte und seine abschliessende Bemerkung: «*Vielleicht ist sogar die Debatte an sich wichtiger als ihr Ergebnis, vorausgesetzt, sie wird ehrlich, gründlich und mit Blick auf einen weiten, sachlichen, geographischen und zeitlichen Horizont geführt.*» Dieser Appell ist um so mehr zu beherzigen, als nach der temporären Vitalisierung durch die Debatte um die EWR-Vorlage wieder die alte Schläfrigkeit aufzukommen droht.

Georg Kreis

Benedikt von Tschärner, CH-CD Schweizer Diplomatie – heute. Schulthess Polygraphischer Verlag, Zürich, 1993.

Hinweise

Schriften aus dem Uwe Johnson-Archiv

In der Reihe der Schriften aus dem Uwe Johnson-Archiv sind neu die Bände 3 und 4 erschienen: *Gutachten für Verlage* (unter dem Titel «Wo ist der Erzähler auffindbar», herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Bernd Neumann) sowie *Klausuren und frühe Prosatexte* (mit einem philologisch-biographischen Essay herausgegeben ebenfalls von Bernd Neumann). Im zweiten Fall lernen wir Johnson in frühen literaturwissenschaftlichen Arbeiten kennen, wobei der Einfluss der marxistischen Literaturtheorien auf die

Aufsätze über Arnold Zweig oder über das Wesen und die Funktionen des Staates «in der Periode des Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus» schon durch die Pflicht gegeben ist, die gestellten Themen zu behandeln. Immerhin, im Seminar von Hans Mayer in Leipzig hielt Johnson ein Referat über das Leben von Franz Kafka. Zwei Examenklausuren und frühe Prosaskizzen leiten über zu den Anfängen des Schriftstellers. Band 4 dokumentiert seine Tätigkeit als Verlagslektor, zum Beispiel mit einem Herausgabe-Exposé für die Werke von Frank Wedekind und einer ebenso detaillierten und durchdachten Stu-

die für die Herausgabe der Werke Werfels. Es sind insgesamt vierzehn Verlagsarbeiten des arbeitslosen Literaturabsolventen bekannt, die er als «freier Mitarbeiter» für Verlage der DDR geschrieben hat, bevor er sich zur Ausreise in den Westen entschloss (*Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1992*).

Neue Bände der Reihe «Sprachlandschaft»

In der von *Robert Schläpfer* herausgegebenen Reihe «*Sprachlandschaft*» sind neue Bände zu verzeichnen. *Marlise Müller* legt eine Arbeit über «*Schweizer Pressereportagen*» vor. Nach eingehenden Erörterungen über Textsorten und ihre spezifische Linguistik geht die Autorin an Beispielen auf die journalistische Darstellungsform der Reportage ein. Dass diese Form in der Krise ist, verwundert angesichts des Siegeszuges des Fernsehens nicht. Aber ebenso offensichtlich ist der schleichende Verlust an Sprach- und Darstellungskraft der Journalisten, für den Leser aber der Verlust, der ihm dadurch erwächst, dass er nicht durch das Medium des Reporters lesend miterlebt, wovon dieser berichtet. Ob es richtig war, sich bei der Untersuchung auf Beispiele aus der Schweizer Presse zu beschränken, bleibe dahingestellt. Musterbeispiele und Höchstleistungen journalistischer Reportagen aus dem deutschen Sprachgebiet insgesamt zu untersuchen, hätte zwar nicht den gegenwärtigen Zustand erhellt, aber vielleicht angehenden Reportern Vorbilder gegeben. *Werner Koller* hat ein Thema aufgegriffen, das im Sprachleben der deutschen Schweiz von nicht geringer Bedeutung ist. *Deutsche in der Deutschschweiz* lautet der Titel seiner breit angelegten Untersuchung über das

Sprachverhalten und Spracherleben von Deutschen, die in der Schweiz hochdeutsch sprechen, wie von Deutschen, die sich schlecht und recht im Schweizerdeutschen versuchen. Wir erfahren aus seinen Beispielen und der Analyse dieser Befunde viel über die Reaktionen der Schweizer, etwa am Postschalter, im Laden oder in der Beiz. Obgleich sie die Sprache gelernt haben, nehmen sie den Ball nicht auf, sondern bleiben im Dialekt. Andererseits, wenn sich eine Deutsche, die mit einem Schweizer verheiratet ist oder die aus andern Gründen sich längere Zeit in der deutschen Schweiz aufhält, ehrlich um das Schweizerdeutsche bemüht, ohne dass es ihr vielleicht ganz gelingt, stösst sie wiederum auf Missvergnügen oder auf den Rat, sie möge doch den aussichtslosen Versuch aufgeben. *Werner Koller* untersucht diese hier skizzenhaft angedeutete Problematik in ihrer vielfältigen Erscheinungsweise. Er hat, wie man denken kann, viele Geschichten zu erzählen, nicht alle zur Ehre der Einheimischen. Ihre Verhaltensweise macht Sprachkonflikte sichtbar, die sich vielleicht auch in politischen Entscheidungen auswirken können (*Verlag Sauerländer, Aarau, Frankfurt am Main, Salzburg*).

Sanssouci-Geschenkbücher

Die Reihe, hübsch präsentiert mit farbigem Cover und angenehm lesbarem Satz, umspannt so unterschiedliche Themen wie «Was Eva über Adam denkt», das liebenswürdige Werklein des Cartoonisten *Jean Effel* und der holländischen Schriftstellerin *Ina van der Beugel*, und die kleine Anthologie der «Kopfkissenkrimis», die *Peter Zeindler* als Herausgeber zusammengestellt hat.

Es gibt in der Reihe der Sanssouci-Geschenkbücher ein «Kocheinmaleins für Männer» (*Dorothea Binder*) und ein Patientenbuch «Gute Besserung» (*Ernst Heimeran*), und es gibt Bändchen mit je einer berühmten Weihnachtsgeschichte, so von *Carl Zuckmayer*, von *Wolfdietrich Schnurre*, von *Pearl S. Buck* oder *Charles Tazewell* (*Sanssouci Verlag, Zürich*).

Heinrich Mann, eine Biographie

Willi Jasper, der Autor des Buches, ist Mitarbeiter des Salomon-Ludwig-Sternheim-Instituts für deutsch-jüdische Geschichte in Duisburg. Es gibt von ihm auch eine Biographie Ludwig Börnes, und hier also nun ist sein Lebensbild von Heinrich Mann, dem er schlicht den Titel «*Der Bruder*» gegeben hat. Darin schon ist angespielt auf das Schicksal des Dargestellten, im Schatten des jüngeren, aber grösseren, erfolgreicheren und berühmteren Bruders zu stehen. Nun weiss man, dass zwischen Heinrich und Thomas Mann nicht nur Gegensätze der politischen Art bestanden. Es gab sie auch hinsichtlich des literarischen Anspruchs, und es gab sie – nicht zuletzt – hinsichtlich ihrer Auffassung und Erfahrung von Sexualität, so dass Thomas zum Beispiel anlässlich seiner brieflichen Äusserung über den Roman «*Jagd nach Liebe*» von Heinrich erklärt, er sei mit dessen literarischer Entwicklung nicht einverstanden, vor allem damit, wie Heinrich «die Erotik, will sagen: das Sexuelle» darstelle. Thomas lehnte die Sexualmoral Heinrichs ab. Ob es richtig war, eine Biographie des Bruders aus der Perspektive der Rivalität, der brüderlichen Kritik, des Daseins eben im Schatten des Grösseren zu konzipieren, bleibt als Frage offen. Besonders aus-

föhrlich hat Jasper die Entstehung, Rezeption und Verfilmung des Romans «*Professor Unrat*» in seine Darstellung aufgenommen. Aber auch sonst ist das Buch an Details und besonderen Auskünften über das öffentliche Leben in Kaiserreich und Republik und besonders über Heinrich Manns Affinität zum französischen Geistesleben reich. Jasper behandelt auch die Volksfront-Politik Heinrich Manns und seine Beziehungen zu den Kommunisten, mit denen seiner Überzeugung nach «keine Demokratie zu machen wäre». Über Ulbricht urteilte er klar und scharf: er sei ein vertracktes Polizeigehirn, sehe über seine persönlichen Intrigen nicht hinaus, und das demokratische Verantwortungsgefühl sei ihm ganz fremd (*Carl Hanser Verlag, München, Wien 1992*).

Promenaden durch den Schweizer Wald

Der Schweizerische Forstverein ist 1843 gegründet worden. Zu seinem 150-Jahr-Jubiläum hat er sich und allen Freunden des Waldes ein prächtiges Geschenk gemacht. Unter dem Titel «*Wurzeln und Visionen*» erschien ein grossformatiger Band mit künstlerischen Farbaufnahmen verschiedener Waldlandschaften und Waldtypen, eine Art Bildreportage über sechzehn Promenaden durch den Schweizer Wald. Dass die Aufforderung, den Wald zu erwandern, ernst gemeint ist, wird dadurch bekräftigt, dass in der hinteren Umschlagklappe eine Broschüre für die Manteltasche steckt, die Kartenausschnitte enthält mit eingezeichneter Wanderroute und ein paar Stichworten über Wanderzeit, Gaststätten, Anfahrt und eventuelle weitere Sehenswürdigkeiten. Aber zunächst wird man sich an die prachtvollen Aufnahmen von *Jeanne Chevalier* hal-

ten, der wir schon verschiedene, durch ihre Qualität hervorragende Bildbände danken dürfen. Es ist bewundernswert, wie überraschend und vielfältig die Wirkungen sind, die sie dem Motiv des Waldes abgewinnt. Allein, ihre Darstellungen haben nicht nur ästhetischen Wert. Die Bilder verlocken zum Betrachten, zum verweilenden Blick, zum Staunen über die Artenvielfalt und über das Spiel des Lichts und der Farben; aber zugleich machen sie neugierig, wecken Wissensdurst. *Christian Kuchli*, seines Zeichens Forstingenieur ETH, ist ein in der Praxis bewandertes Fachmann, der zugleich publizistische Fähigkeiten und eine Sprache hat, die dem Benutzer und Leser entgegenkommt. Zwar erörtert der Verfasser der Zwischentexte forsthistorische und technische Themen, erzählt von der beispielhaften Arbeit des Mitbegründers des Forstvereins, Karl Kasthofer, von der die Bäume im Kleinen Rugen bei Interlaken noch heute zeugen. Oder er berichtet vom Kastaniengürtel der Südschweiz, dem eine Pilzkrankheit zu schaffen macht. Wir erfahren Wissenswertes über die Versuchsaufforstung Copera, wo herausgefunden werden soll, mit welcher Therapie der kranke Kastanienwald behandelt werden könnte. Ein letztes Beispiel: Das Obereichelried im Galmwald bei Murten ist einer der letzten Flecken in der Schweiz mit Eichen-Hochwald. Die Bäume sind rund 270 Jahre alt, ihre Früchte nicht mehr keimkräftig wie noch im 18. Jahrhundert, als sie der Schweinemast dienten. Kuchli merkt an, gegenwärtig werde diskutiert, ob eine Kernfläche Altholz sich selbst überlassen werden soll, «aus Respekt vor den alten Wesen und als Speicher unseres kulturellen Gedächtnisses». Von dieser Art sind seine Textbeiträge: reich an fachlicher Information, jedoch immer

auch bemüht, in den Massnahmen, mit denen der Mensch in die Natur eingreift, den Sinn zu erkennen, der nicht allein in materiellen Zwecken liegen kann. Der Schweizerische Forstverein hätte sich keine schönere und wertvollere Festschrift geben können. Natürlich haben zahlreiche Institutionen und Unternehmungen durch Spenden die Ausstattung des grünen Leinenbandes mit ermöglicht. Unbedingt aber muss man *Peter Gartmann* und *Ursula Mötteli* nennen, die für das visuelle Konzept und für die Buchgestaltung verantwortlich zeichnen. Satz, Photolithos und Druck bei den Graphischen Betrieben des Aargauer Tagblatts. Im *AT Verlag, Aarau*, ist der Band rechtzeitig zum Jubiläum des Forstvereins erschienen.

Hans Fischers «Bremer Stadtmusikanten»

Ein erstes Mal erschien das Märchen der Brüder Grimm mit den Zeichnungen von Hans Fischer 1944 in der Büchergilde Gutenberg. *fis*, wie sich der Künstler nannte, ist 1909 geboren, besuchte die Kunstgewerbeschule und arbeitete zuerst als Werbegrafiker und Schaufensterdekorateur. Immer aber bildete er sich weiter aus, es begannen seine Zeichnungen im «Nebelspalter» zu erscheinen, er entwarf Plakate und Bühnenbilder fürs «Cornichon» und entwickelte sich neben Alois Carigiet und Felix Hoffmann zu einem der bedeutendsten Buchillustratoren der Schweiz. Jetzt hat *Hans ten Doornkaat* das Märchen von den Bremer Stadtmusikanten neu herausgegeben, als Beispiel der grossen Ära der Schweizer Buchgrafik und zur Freude der Märchenfreunde, der Grosseltern, Eltern und Kinder zumal (*Arche Verlag, Zürich 1992*).